

Zentrum – Region – Peripherie

Georges Descœudres

Fragen nach Zentrum, Peripherie und Region ermöglichen eine Öffnung auf die verschiedensten Sparten und Aspekte der Mittelalterarchäologie. Das Thema lenkt den Blick in die Breite und fokussiert zugleich auf Strukturen, welche hinter den Teilbereichen liegen. Dies gilt in ähnlicher Weise auch für die einzelnen Sektionen dieses Kongresses, wo Fragen zu Wirtschafts- und Kulturräumen, Fragen zu Herrschaft und Herrschaftswahrnehmung, zu Identität und Abgrenzung sowie zu Innovation, Kommunikation und Interaktion und schliesslich auch Fragen zu Lebensbedingungen in siedlungsfeindlichen Regionen zur Sprache kommen sollen. Das Thema des Kongresses zielt auf eine gesamtheitliche Betrachtung der Sachkultur des Mittelalters und der Neuzeit sowie der dahinterstehenden mentalen Strukturen und ist unter diesen Gesichtspunkten als eine Annäherung an die Lebenswirklichkeit dieses Zeitabschnittes zu verstehen. Die Fragestellung in ihrer Breite und Vielfalt auch nur annähernd ausschöpfen zu wollen, wäre ein vermessen Unterfangen. So sollen in den folgenden Ausführungen mit Blick auf die verschiedenen Sektionen einige Überlegungen zum Thema des Kongresses angestellt werden, in der Hoffnung, daß diese da und dort Anstoss zu weiterem Fragen werden könnten.

Zentrum, Region, Peripherie sind politische und wirtschaftliche, aber auch soziologische und kulturelle Kategorien. Allerdings sind sie von ungleicher Art und Konstellation, wenngleich sie nicht selten miteinander verwoben sind. Zentrum und Peripherie, Mitte und Rand, sind eine klassische Dichotomie: Das Eine ist ohne das Andere nicht möglich. Region dagegen ist eine eigenständige GröÙe. Eine Region kann sowohl Peripherie als auch Zen-

trum sein; umgekehrt sind Peripherie und Zentrum innerhalb einer Region in vielfältiger Weise möglich. Daneben gibt es Regionen mit Bezug zu mehreren Zentren, Grenzregionen wie das Elsass oder Böhmen, welche Anteil an verschiedenen Kulturräumen haben und auf mehrere Zentren ausgerichtet sind.

Region

Das Stichwort ‚Region‘ verweist auf das Schlagwort vom ‚Europa der Regionen‘ und erinnert daran, daß Europa ein Grossraum unterschiedlicher Kulturen, unterschiedlicher Geschichte und auch unterschiedlicher Geschwindigkeiten ist. Bei aller Diversität gibt es jedoch ein Grundsubstrat, das den verschiedenen Regionen Europas im Mittelalter und in der Neuzeit gemeinsam ist und sie zusammenbindet: das Christentum. Dem christlichen Glauben ist bei allen unterschiedlichen konfessionellen, sprachlichen und mentalen Ausprägungen eine überragende Funktion der Integration und der Kommunikation zugefallen oder, wie der Religionshistoriker es ausdrückt: ‚Die Bedeutung der zivilisatorischen Rolle des Christentums beruht hauptsächlich auf der Erschaffung einer neuen mythologischen Sprache als Gemeingut für die Völker‘ (Eliade 1998, 192).

Was macht die Eigenheit einer Region aus? Gemeint ist eine Eigenheit, die über eine mögliche politische Einheit einer Gegend hinausgeht. Für die materielle Kultur einer Region ist neben den natürlichen geographischen und klimatischen Voraussetzungen sowie den geologischen und biologischen Ressourcen wohl die mentale Eigenart der Bewohner entscheidend. Diese findet ihren Ausdruck in formalen

und funktionalen Eigenheiten von Artefakten, in Riten und Gesten sowie in ideellen Konstrukten, welche eine Identifikation der Bewohner mit ihrer Region schaffen. Die deutschsprachige Kunstwissenschaft umschreibt das Phänomen der regionalen Eigenheit mit dem Begriff der ‚Kunstlandschaft‘ (Castelnuovo 1979, 286; Stamm 1984, 89; Olbrich 1990), welche in der Bezeichnung der antiken Säulenordnungen als dorisch, ionisch und korinthisch durch den Architekturtheoretiker Vitruv (1. Jahrhundert v. Chr.) ihre Wurzeln hat (Germann 1984, 77).

Geographie/Topographie

Wenn wir nach der Eigenheit einer Region fragen, so sind da zuerst die geographischen bzw. topographischen Voraussetzungen zu nennen. Die verschiedenen Naturräume haben auf die Besiedlung, die Wirtschaft und die Kommunikation ganz erhebliche Auswirkungen. Gebirge und Inseln, Sümpfe und Wälder sind Hindernisse, welche den Siedlungsprozess, die wirtschaftliche und zumal die landwirtschaftliche Entfaltung sowie die Verkehrsverbindungen erschweren und als Naturräume eine Tendenz zur Isolation aufweisen. Täler und Flüsse bewirken ihrerseits eine Kanalisierung des Durchgangsverkehrs. Solche Landschaften, die vielfach an einer überregionalen Kommunikation teilhaben, zeigen Tendenzen zu Zentralität. Die Meeresküste beziehungsweise die See bietet die Möglichkeit von nahezu uneingeschränkten Verbindungen. Nicht zufällig waren die mächtigsten Wirtschafts- und Handelszentren des Mittelalters und der frühen Neuzeit auf das Meer ausgerichtet.

Klima und biologische Ressourcen

Die klimatischen Verhältnisse bestimmen eine Region in erheblichem Masse, denn das Klima hat entscheidenden Einfluss auf die biologischen Ressourcen. Es mag im ewigen Frühling der im Supermarkt ständig verfügbaren Tomaten und Erdbeeren vergessen gehen, daß ausserhalb der Hors-sol-Gewächshäuser in Europa sehr unterschiedliche Produktionsbedingungen für Nahrungsmittel herrschen. Das gilt sowohl für das Temperaturgefälle von Süden nach Norden, als auch für den Gegensatz des ozeanisch geprägten Westens zum kontinentalen Klima im Osten Mitteleuropas, wobei ab-

gesehen von klimatischen und geographischen Gegebenheiten auch die Bodenverhältnisse einen wichtigen Anteil haben. Neben der eigentlichen Produktion von pflanzlichen und tierischen Nahrungsmitteln spielt in manchen Gegenden die Sammelwirtschaft – in besonderem Masse der Fischfang – eine wichtige, wenn auch wiederum regional sehr unterschiedliche Rolle. So spiegelt die Küche vielleicht am anschaulichsten das spezifische Spektrum der Fauna und Flora einer Region. Neben der Nahrungsmittelversorgung ist unter den biologischen Ressourcen in der vormodernen Wirtschaft der Rohstoff Holz von zentraler Bedeutung. Von kleineren und größeren Regionen, wo Torf gestochen wurde, abgesehen war das Holz praktisch der einzige Rohstoff zur Warmegewinnung und zugleich Energielieferant zur Nahrungszubereitung und -konservierung wie Einsieden, Dörren oder Räuchern. Das Holz war wichtiger Rohstoff für die handwerkliche Produktion verschiedenster Art. Fast alles wurde aus Holz hergestellt: Geschirr und Gefässe, Werkzeug und Waffen, Schiffe und Wagen ebenso wie Maschinen (Mühlen) sowie Wohn-, Wirtschafts- und Sakralbauten. Holz war überdies Energielieferant für zahlreiche Sparten handwerklicher Produktion sowie von Manufakturbetrieben wie Glashütten und Ziegeleien. Jacques Le Goff hat das Mittelalter zu Recht als Zeitalter des Holzes bezeichnet (Le Goff 1970, 344).

Holz ist seiner raschen Vergänglichkeit wegen archäologisch oft nur schwer und manchmal überhaupt nicht nachzuweisen. Vor allem, was Artefakten aus Holz betrifft, sind unsere Kenntnisse noch immer recht lückenhaft. Etwas besser steht es mit dem Baumaterial Holz. Seit dem späten Neolithikum zeichnet sich eine weiträumige Aufteilung von Stein- und Holzbauten ab. Eine von den Pyrenäen über den Alpenbogen bis zum Balkan reichende Grenze trennte die Holzbauregion im Norden von der Steinbauregion im mediterranen Süden (Müller-Karpe 1998/2, 59). Es waren die römischen Baumeister, die den Steinbau auch im Norden der Alpen zumal für Grossbauten heimisch machten. Bezeichnenderweise ist der durch den Steinbau geprägte Begriff ‚Mauer‘ lateinischen Ursprungs, während die vom Holzbau ausgehende Bezeichnung ‚Wand‘ – abgeleitet vom Verbum ‚winden‘ – germanische Wurzeln hat. Trotz des römischen Vortosses bis an den Niederrhein ist die Durch-

dringung der nördlich der Alpen gelegenen Holzbauregion mit Steinbauten vielerorts bis Ende des Mittelalters nur schwerpunktmäßig erfolgt. In manchen Regionen haben Wohn- und Wirtschaftsbauten aus Holz bis in die Neuzeit und in einzelnen Gegenden bis ins 19. Jahrhundert das Bild von ländlichen Siedlungen geprägt (Moser 1994, 47). Es sei nur nebenbei erwähnt, daß klimatische Voraussetzungen und die zur Verfügung stehenden Ressourcen auch die Konstruktionsweise von Holzbauten beeinflussten. So ist der materialaufwendige Blockbau, der auf lange, geradwüchsige Stämme angewiesen ist, seiner hervorragenden wärmedämmenden Eigenschaften wegen vor allem in Gegenden mit kalten Wintern anzutreffen. Die Alpen, der Balkan, Osteuropa und Skandinavien sind die Verbreitungsgebiete des Blockbaus, welcher im mediterranen Süden sowie im ozeanisch geprägten Westeuropa unbekannt ist (Descœudres 2001, 12–14).

Geologisch-petrographische Voraussetzungen

Neben den biologischen Ressourcen ist der Einfluss der geologischen beziehungsweise petrographischen Voraussetzungen einer Region nicht zu vernachlässigen. Um bei den Nahrungsmitteln anzuknüpfen, ist auf die eminente Bedeutung des Salzes nicht nur als Würze, sondern auch als unverzichtbarer biologischer Baustoff und als Konservierungsmittel für die Vorratshaltung von Lebensmitteln hinzuweisen (Bergier 1989). Als geologisch-petrographische Ressourcen sind die verschiedenen Metalle – Eisen, Bunt- und Edelmetalle – zu nennen als Rohstoff für die Herstellung von Werkzeug, Waffen und Gerätschaften jeglicher Art bis hin zu kostbaren liturgischen Gefäßen. Die seit dem Hochmittelalter stark expandierende Geldwirtschaft hatte für die Prägung der Münzen einen hohen Bedarf an Bunt- und Edelmetallen. Die naturräumlich sehr unterschiedlichen Vorkommen von metallhaltigen Gesteinen haben einen intensiven überregionalen Austausch des kostbaren Gutes ‚Metall‘ gefördert.

Zentrale Bedeutung unter den petrographischen Ressourcen kommt dem anstehenden Fels zu. Ganze Architekturlandschaften wurden von der Art und der Qualität des verfügbaren Gesteins geprägt: Mittelitalien vom weissen Marmor, das Gebiet des Oberrheins

vom roten Sandstein und die Eifel vom schwarzen Basalt. Festigkeit, Farbe und Struktur des Gesteins waren dabei in hohem Masse stilbildend. Umgekehrt kann auch das Fehlen von anstehendem Fels die Architektur einer Region nachhaltig prägen. In manchen Landschaften ist man weitgehend auf Holzbauten ausgewichen. Eine Alternative bei entsprechenden Tonvorkommen stellt die Baukeramik dar. Im Frühmittelalter nur vereinzelt nachweisbar, findet der Backstein seit dem Hochmittelalter rasche Verbreitung und prägte weiträumige Landschaften in Oberitalien oder in den Küstenregionen der Nord- und der Ostsee.

Mentale Eigenart

Ein weiterer gewichtiger Faktor für die Prägung einer Region ist die mentale Eigenart ihrer Bewohner. Dazu gehören die Sprache und dialektale Besonderheiten oder das Verhältnis von Hochsprache zur Volkssprache. Zur mentalen Eigenart einer regionalen Bevölkerung zählen ferner das Brauchtum sowie Riten und Gesten. Im Bereich des Materiellen schlägt sich das Brauchtum beispielsweise in Form, Funktion und sozialer Differenzierung von Kleidung und Schmuck nieder, welche dem Archäologen bei entsprechend guten Erhaltungsbedingungen als Ausstattung der Verstorbenen in Gräbern begegnen. Als Beispiele seien die sogenannten Goldblattkreuze, genannt, die in zwei Landschaften – im Siedlungsraum der Alamannen und jenem der Langobarden – in einem eng begrenzten Zeitraum des 6. und 7. Jahrhunderts in Gräbern von sozial hochgestellten Verstorbenen auftreten (Riemer 1997). Auch die Gräber selbst, ihre Form und Gestaltung, sowie die Art und Weise, wie die Toten ins Grab gelegt wurden, unterliegen regional unterschiedlichen brauchtümlichen Gewohnheiten (Descœudres 1999). Dies trifft ebenso auf das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft zu, wie dieses beispielsweise in der Organisation einer Siedlung oder in der Sozialtopographie eines Friedhofes zum Ausdruck kommen kann.

Beispiel Lavezregion

Regionale Einheiten definieren sich nicht nur von politischen Entitäten her, sie lassen sich auch von anderen Gegebenheiten her bestim-

men. Dies kann beispielsweise aufgrund von wissenschaftlichen Kriterien geschehen – etwa als Verbreitungsgebiet eines bestimmten Materials oder Artefakts – auch wenn anzunehmen ist, daß solcherart definierte regionale Einheiten von den Zeitgenossen nicht immer wahrgenommen wurden. Ein anschauliches Beispiel für eine Regionalität in diesem Sinne ist der Lavez. Der zur Gruppe der Grünsteine gehörige Lavez, auch Speckstein oder Giltstein genannt (*pierre ollaire* im Französischen, *pietra ollare* im Italienischen), besteht aus Talk, Serpentin und Asbest (de Quervain 1979, 49; 53 f.). Er wird unter anderem im Zentralalpengebiet rund um das Gotthardmassiv herum gebrochen. Lavez ist feuerfest und wärmeisolierend; er wird daher vor allem für die Herstellung von Kochtöpfen und Öfen verwendet. Im Volksmund wird er deshalb auch als Topfstein oder Ofenstein bezeichnet. Das verhältnismäßig weiche und etwas seifige Material eignet sich hervorragend für eine Bearbeitung an der Drehbank (Paunier 1983, fig. 1). Specksteintöpfe wurden deshalb gewöhnlich gedreht. Kleinere und größere Gefäße aus diesem Material finden sich häufig in spätrömischen und frühmittelalterlichen Schichten. Das Verbreitungsgebiet beschränkt sich weitgehend auf die Zentralalpen, das heißt auf die Region, wo das Gestein ansteht. Vereinzelt trifft man Laveztöpfe auch im südlichen und nördlichen Voralpenraum. Basel ist der nördlichste mir bekannte Ort, wo spätantike Lavezfragmente bei Ausgrabungen zutage getreten sind.

Die Geschichte des Lavezsteins, seiner Anwendungen und seiner Verbreitung, ist noch nicht geschrieben. Die Herstellung der ziemlich groben und im übrigen auch recht schweren Steingefäße scheint im Kerngebiet des Specksteinvorkommens bis in jüngste Zeit nie ganz verschwunden zu sein (Paunier 1983, 161). Seit dem 16. Jahrhundert und bis in die Gegenwart stand jedoch ein anderes Produkt aus Lavez im Vordergrund: der Stein wurde nun hauptsächlich für den Ofenbau verwendet (Seeberger 1973). Giltsteinöfen, wie sie an den meisten Orten genannt werden, sind wegen der vorzüglichen Wärmespeicherung des Materials energiesparend, aber verhältnismäßig teuer in der Herstellung, teurer jedenfalls als Kachelöfen.

Im oberen Reusstal (Kanton Uri) lässt sich seit der frühen Neuzeit eine markante Grenze zwischen dem Verbreitungsgebiet der Giltst-

einöfen und jenem der Kachelöfen ausmachen (Furrer 1985, 223–245). Der Steinofen war vom Gotthard bis nach Erstfeld hinunter verbreitet. Nördlich davon hat es vor der Eröffnung einer ersten Fahrstrasse im Jahre 1830 keinen einzigen Steinofen gegeben und umgekehrt südlich davon keine Kachelöfen. Erstfeld liegt am Fusse der Gotthardrampe; im Norden davon ist das Reusstal bis an den Urnersee flach. Die scharfe Begrenzung des Verbreitungsgebietes wird damit erklärt, daß die schweren und zerbrechlichen Steinplatten bis nach Erstfeld hinunter mit dem Schlitten transportiert werden konnten.

Die topographischen Verhältnisse und damit verbunden die Transportmöglichkeiten waren in vormoderner Zeit für die Verbreitung von Gütern wie dem Giltsteinofen bestimmend. Dies zeigt sich noch bei einem anderen Abschnitt der Lavezregion, wo deren Grenze – in diesem Fall ein Passübergang – literarisch dokumentiert ist. Der im Oberwallis, das heißt in der Region der Giltsteinöfen, aufgewachsene Thomas Platter (1499–1582), Vater des berühmten Basler Stadtarztes Felix Platter (1536–1614), berichtet in seiner Lebensbeschreibung, wie er als junger Bursche ums Jahr 1513 erstmals seine Heimat verliess. Nachdem er den Grimselpass überquert hatte und nachts in einem Gasthaus einkehrte, schreibt er rückblickend, da habe er zum ersten Mal in seinem Leben einen Kachelofen gesehen, den er im Halbdunkel der Wirtsstube zuerst für ein grosses Kalb gehalten habe (Platter 1999, 36 f.). Die flüchtige Assoziation an ein grosses Kalb ist möglicherweise durch einen Turmaufsatz des Ofens hervorgerufen worden, denn solche turmartigen Aufsätze waren im Gebiet der kistenförmigen Giltsteinöfen unbekannt.

Zentrum und Peripherie

Entscheidendes Kriterium für die Bestimmung von Zentrum und Peripherie ist die Frage der Machtnähe beziehungsweise der Machtferne. Die Nähe zum Herrscher oder zu potenten Auftraggebern bestimmt das Zentrum, sei dies ein Kloster, eine Burg oder eine Stadt. Es gibt viele Formen von Zentren und damit auch von Peripherien, denn es gibt viele Möglichkeiten, das Verhältnis von Mitte und Rand zu definieren. Castelnovo und Ginzburg, welche die Frage nach Zentrum und Peripherie anhand

der frühneuzeitlichen Kunstproduktion in Italien untersucht haben, formulieren die Problematik der Machtnähe und Machtferne so: „Wenn sich in einem Zentrum ein System von Formen und Schemata durchsetzt, das die Unterstützung einer mächtigen Gruppe von Auftraggebern erhält und daher schliesslich die Nachfrage und die Erwartungen des Publikums bestimmt, müssen sich die ‚Anderen‘ beugen oder auf kulturell weniger determinierende Koordinaten ausweichen“ (Castelnuovo/Ginzburg 1987, 64). Die Rezeption solcher Formen und Schemata kann auch willentlich geschehen etwa zur Versicherung eines überregionalen Anspruchsniveaus oder zur Darstellung einer bestimmten Zugehörigkeit. Die Rezeption von Formen und Schemata ist jedoch immer Ausdruck bestimmter Machtverhältnisse (Olbrich 1990, 8). Dazu nochmals Castelnuovo und Ginzburg: „Die erzwungene Übernahme stilistischer und ikonographischer Modelle, die aus dem Zentrum stammen; die Ausarbeitung unterschiedlicher Codes im Zentrum, von denen die einen für die Metropole, die anderen für die Peripherie Gültigkeit besitzen; die Plünderung der symbolischen Güter des unterworfenen Landes; der Strom der besten Talente aus der Peripherie in Richtung aufs Zentrum und der in umgekehrter Richtung verlaufende von Produkten hoher symbolischer Wirkungskraft in die Peripherie: All dies sind Formen und Ereignisse, in denen sich die Methoden der Herrschaft manifestieren“ (Castelnuovo/Ginzburg 1987, 76).

Unterschiedliche Qualitäten von Zentren und Peripherien

Es gibt viele Zentren und es gibt verschiedenartige Formen von Zentralität und es gibt auch unterschiedliche Qualitäten von Zentren und Peripherien. ‚Zentrum und Peripherie‘ ist zuerst einmal ein räumliches Phänomen. Metropole und Provinz, Stadt und Land sind klassische Beispiele dafür. Als Grundgedanke des von Walter Christaller an den Verhältnissen in Süddeutschland entwickelten Modells der Stadt-Land-Beziehungen wird eine Hierarchie der zentralen Orte postuliert, welche sich nach ihrem funktionalen ‚Bedeutungsüberschuss‘ bemisst (Christaller 1933; Kiessling 2001). Die Dualität von ‚Zentrum und Peripherie‘ gibt es jedoch nicht nur im Makrobereich, sondern auch in Mikrostrukturen. Die

Stadt als Ganzes ist ein Zentrum, welches in ihrer inneren Organisation aus vielen kleineren Kraftzentren besteht wie der Markt, das Rathaus, die Kathedrale, die Universität. Die Abstufung in den Mikrobereich geht noch weiter. Innerhalb des innerstädtischen Zentrums ‚Kathedrale‘ gibt es weitere Zentren wie der Altar, das Taufbecken und das Heiligengrab, wo wiederum je ein eigenes Kräftespiel von Mitte und Rand besteht. Am anderen Ende der Skala wird das Universum religionsgeschichtlich als Dualität von Peripherie und Zentrum, Chaos und Kosmos, begriffen (Eliade 1998, 46–51). Als Beispiel einer mittelalterlichen *Imago mundi* sei auf die Bilderdecke von Zillis im Kanton Graubünden verwiesen. Die aus insgesamt 153 Feldern bestehende Holzdecke aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts im Schiff der Pfarrkirche St. Martin zeigt eine dreifache Ordnung – Randfelder und Innenfelder sowie ein darüber gelegtes Kreuz als ‚symbolische Ordnung‘ – und weist darin eine nahe Verwandtschaft zu zeitgenössischen Weltkarten auf (Flühler-Kreis 1993, 228). Im Zentrum ist ein christologischer Zyklus wiedergegeben, dem in sieben Tafeln die Legende des Kirchenpatrons Martin angefügt wurde. Der Rahmen an der Peripherie stellt in 48 Tafeln Okeanos dar, der von Fabeltieren bevölkert ist. Die vier Weltecken sind von hornblasenden Engeln besetzt als Darstellung der vier Winde. Die vom Kreuz her bestimmte Heilsordnung im Zentrum steht im Gegensatz zu dem mit bedrohlichen Wesen bevölkerten Okeanos an der Peripherie. Kosmos und Chaos werden hier als Gegensatzpaar von Mitte und Rand begriffen.

‚Zentrum und Peripherie‘ ist jedoch nicht nur ein räumliches, sondern auch ein zeitliches Phänomen. Mitte und Rand bedeuten unterschiedliche Geschwindigkeiten in der Geschichte der Dinge (Kubler 1982, 155). Es ist das Nebeneinander verschiedener Entwicklungsstufen oder, als viel zitiertes Wort, „die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen.“ Damit verbunden sind die bereits angesprochenen Probleme der Rezeption, Fragen von Widerstand und Anpassung, Fragen der Teilhabe oder des Ausgeschlossenenseins (Hadjinicolaou 1983, 36–38). Als zeitliche Phänomene sind auch Zentrumsverlagerungen zu begreifen, die sehr tiefgreifend sein können und vielfach soziale Umschichtungen nach sich zogen. Als Beispiele genannt seien der Desurbanisie-

rungsprozess in der Spätantike und im Frühmittelalter oder die Welle der Städtegründungen im Hochmittelalter verbunden mit einem gleichzeitigen Bedeutungsverlust von Burg und Kloster als Zentren. Ein interessantes Phänomen von Zentrum und Peripherie ist das vor allem in der Volkskunde diskutierte Modell des ‚sinkenden Kulturgutes‘ (Wiegmann/Zender/Heilfurth 1977, 51–58), gemeint ist der ‚soziale Abstieg‘ von bestimmten Materialien und Artefakten im Laufe der Zeit. Was anfangs dem Adel vorbehalten war, wird später dem Bürger der Stadt zugänglich und verbreitet sich bei entsprechender Produktionsausweitung zuletzt auch unter der Landbevölkerung. Solche Phänomene lassen sich nicht nur bei der Nahrung und der Kleidung feststellen, sondern beispielsweise auch bei der Verbreitung des Kachelofens oder bei Artefakten wie Trinkgläsern.

‚Zentrum und Peripherie‘ ist schliesslich auch ein soziales Phänomen, was sich etwa in der bereits zitierten Herrschernähe zeigt. Zentraler Aspekt einer sozial definierten Zentrum – Peripherie-Problematik ist die Frage der Teilhabe am Austausch von Wissen beziehungsweise von spezifischem Know-how. Dies gilt für handwerkliche Herstellungstechniken ebenso wie für die Schriftlichkeit. Zünfte, Bruderschaften und Bauhütten waren soziale Zentren für handwerkliche Kompetenzen. Die Produktionsstätten von Schriftlichkeit – das Skriptorium und die Kanzlei – welche an bestimmte Orte – ein Kloster, eine Burg oder eine Stadt – gebunden waren, sind in diesem Sinne ebenfalls als Zentren anzusprechen. Das Produkt der Schriftlichkeit, ob als Urkunde zur Regelung von Rechtsfällen, als Urbar als Grundlage einer Güterverwaltung oder als wissenschaftliches Traktat, das Schriftstück ist – zumindest in der Frühphase der Schriftlichkeit – in seiner Wirkung selber ein Zentrum, das eine ihm eigene Peripherie entwickelt. Insofern ist die Verbreitung von Wissen nicht an ein geographisches Zentrum gebunden. Dies lässt sich am Beispiel von zwei an der geographischen Peripherie des lateinischen Westens gelegenen Zentren der Wissensvermittlung zeigen, die in Andalusien und in Süditalien von Herrschern wie Alfonso X, el Sabio, und dem Hohenstaufen Friedrich II. eingerichtet und gefördert wurden. Da wurden Werke von Philosophen, Naturwissenschaftlern, Mathe-

matikern und Ärzten aus dem Arabischen ins Lateinische übertragen und damit antik-griechisches, indisches, persisches und arabisches Wissen dem westlichen Abendland zugänglich gemacht (Baader 1980).

Zeitweilige Zentralität

Das Reisekönigtum im *Imperium romanum* des Mittelalters bedeutete eine fortwährende Verschiebung von Zentrum und Peripherie. Pfalzen, Königsgüter und Abteien erscheinen dabei als zeitweilige Zentren der Rechtsprechung und der Machtausübung. Kürzlich hat Helmut Maurer auf diese ‚zeitweilige Zentralität‘ und besonders auf jene von an sich unbedeutenden Orten aufmerksam gemacht (Maurer 2001). Ein paar Häuser, eine Schiffslände, manchmal nur ein Baum an einer topographisch markanten Stelle oder ein Feldlager auf einem Kriegszug konnten vorübergehend Zentrum sein, wo sich Vorgeladene und Bittsteller, Notable und Neugierige zusammenfanden. Ein unbedeutender Ort als zeitweiliges Zentrum einer Grafschaft, eines Herzogtums oder gar des Reiches. Der Herrscher und seine Entourage verschieben sich mit einer umfangreichen Infrastruktur zur Unterbringung und Verköstigung sowie zur Wahrnehmung der Herrschaft, wozu neben den herrscherlichen Insignien auch Mittel zur repräsentativen Inszenierung – das heisst: zur Sichtbarmachung des Zentrums – gehören.

Es war die Peripherie, welche die fortwährende Verschiebung des Zentrums zur Wahrnehmung der Macht angezeigt erscheinen liess, denn die Wirkmächtigkeit des Königs oder des Kaisers war nicht unbegrenzt. In einzelnen Fällen lässt sich umschreiben, welche räumliche Ausdehnung der Peripherie die Wirksamkeit der herrscherlichen *Potestas* zuliess. So stellte sich während des Interregnums 1250–1273 als der „schrecklichen kaiserlosen Zeit“ und nochmals 1291, nach dem Tode des Königs Rudolf von Habsburg, als wiederum ein Interregnum zu befürchten war, die reichsfreie Stadt Bern freiwillig unter die Schirmherrschaft der Grafen von Savoyen „bis ein römischer König oder Kaiser über den Rhein ... komme ... und durch den Besitz von Basel mächtig werde“ (QW I/1, Nr. 1014; Nr. 1682). Die Anerkennung eines Herrschers setzte seine Präsenz voraus.

Die Bedeutung der Peripherie

Wirkungslinien gehen nicht nur vom Zentrum in die Peripherie – sie verlaufen oftmals auch umgekehrt von der Peripherie ins Zentrum. Dabei handelt es sich geradezu um ein Paradigma des christlichen Abendlandes, wenn man bedenkt, daß Jesus von Nazareth in einer gesellschaftlichen Randposition an der Peripherie des Reiches auftretend erst nach seinem Tod eine ‚zentrale‘ Wirkung erlangt hat. Die unablässige Erinnerung an die Heilsoffenbarung im Jahreslauf der Liturgie bewahrte im Mittelalter und in der Neuzeit die Vorstellung, mit Jesus Christus unterwegs zu sein vom Rande ins Zentrum, welches als ‚Reich Gottes‘ verheissen wurde. Das Bewusstsein des Vom-Rande-her-Kommens wiederholt und akzentuiert sich mit den Christenverfolgungen in der frühen Geschichte der Kirche, welche in der Märtyrer- und Heiligenverehrung des Mittelalters und der Neuzeit gegenwärtig blieben.

Ein Beispiel aus der Archäologie: In spätmittelalterlichen Gründungsstädten der heutigen Schweiz lässt sich mehrfach beobachten, daß anfangs sehr unterschiedliche Haustypen nebeneinander auftreten, welche sich im Laufe der Zeit einander angleichen (Gutscher 2001, 23–25). Ein frappantes Beispiel dafür ist die Stadt Laufen im Kanton Baselland, wo sich in der Gründungszeit im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts eine beachtliche Vielfalt der städtischen Hausbauten, nach einem Grossbrand in der Mitte des 14. Jahrhunderts jedoch eine erstaunliche typologische Einheitlichkeit der Neubauten feststellen lässt. Man wird diesen Befund dahingehend zu deuten haben, daß die Gründergeneration die Bauformen ihrer Herkunftsregionen in die Stadt mitbrachten. Drei Generationen später setzte sich dagegen ein standardisierter ‚städtischer‘ Haustypus mit einer Ladenfront oder einem Laubengang – die Deutung der Befunde dazu ist unsicher – durch, welcher sich offensichtlich bewährt hatte. Inwieweit städtische Bauvorschriften nach dem Brand erlassen wurden und allenfalls auf die Vereinheitlichung der Hausbauten einwirkten, entzieht sich unserer Kenntnis. Es bleibt jedenfalls die Feststellung, daß unterschiedliche Formen aus der Peripherie ins neu gegründete städtische Zentrum hineingebracht wurden, unter denen sich später bestimmte Ausprägungen durchgesetzt haben.

Eine andere Form der Einwirkung der Peripherie auf das Zentrum zeigt sich darin, daß ältere kirchliche Strukturen sich in der Regel gegenüber einem neugegründeten städtischen Zentrum behaupten konnten. So blieb die gemäß Überlieferung im Jahr 1191 von Herzog Berthold von Zähringen gegründete Stadt Bern bis 1276 kirchlich der Pfarrei des benachbarten Dorfes Köniz unterstellt. Selbst nach der Erhebung der einstigen Filialkirche in Bern zur Pfarrei der Stadt unterstand diese weiterhin fremden Patronatsherren (Utz Tresp 1993, 122). Kirchliche Zentralität folgt offensichtlich anderen Gesetzmäßigkeiten als das politische und wirtschaftliche Kräftespiel von Mitte und Randständigkeit.

Die Beispiele zeigen, daß die Dualität von Zentrum und Peripherie keineswegs auf das gängige Modell von Fortschritt und Rückständigkeit, von Geben und Nehmen, Macht und Ohnmacht, reduziert werden kann, sondern als ein dialogisches und dynamisches Konzept begriffen werden muss. Zur Überwindung des traditionellen antithetischen Schematismus hat Cornelius Claussen die Einführung des Begriffs ‚Transperipherie‘ vorgeschlagen, welche „sich nicht nach der wachsenden geographischen Distanz, sondern nach der wachsenden Orientierung an anderen übergeordneten Paradigmen bzw. Traditionen“ misst (Claussen 1994, 670).

Ein weiteres Modell besteht darin, daß die Peripherie zum Zentrum wird. Das Mönchtum als eine der bedeutendsten Erscheinungen des Mittelalters nahm in den Wüsten Ägyptens seinen Anfang. Die ersten Eremiten und Mönche lebten an der Peripherie – vielfach sogar ausserhalb der Ökumene. Daß sie sich selber als ‚Aussenstehende‘ begriffen, zeigt sich in ihrem Selbstverständnis als ‚Anachoreten‘, als von der Gemeinschaft Zurückgezogene (Guillaumont 1991), aber auch in der geographischen Begrifflichkeit, wenn sie etwa davon sprachen, nach „Ägypten“ zu gehen, wenn sie sich in bewohnte Gegenden im Niltal begaben. Dort, wo sie lebten, war das Ausserhalb, das Nirgendwo. In der namenlosen Einöde schufen sie sich einfache Niederlassungen, kleine Oasen, die sie manchmal einfach Zellen, griechisch *Kellia*, nannten (Descœudres 1997). Die Wüste wurde zur Stadt, wie in der Vita Antonii, dem ältesten Lebensbericht eines Mönchs, festgehalten ist. Seit den Ausgrabun-

gen in den Kellia wissen wir, daß diese Aussage nicht nur im spirituellen Sinne aufzufassen ist. Die Peripherie wurde zum Zentrum, welches wirkungsvoll nach ‚Ägypten‘ und in den ganzen christlichen Erdkreis ausstrahlte (Chitty 1966).

Auch im lateinischen Westen erfolgten Klostergründungen im Frühmittelalter vielfach an der Peripherie und waren mit der Urbarmachung unbebauten Landes verbunden. Der Wald als unbebautes Land war hier die Wüste (Le Goff 1985). In den Anfängen der Juraklöster oder bei der Gründung St. Gallens ist die Urbarmachung durch die Mönche in Berichten, im Kloster Desertus/Disentis indirekt im Namen überliefert. Manche der Klöster in der Einöde entwickelten sich nicht nur zu bedeutenden spirituellen Zentren, sondern ebenso zu Zentren von Handwerk und Landwirtschaft, Zentren der Kunstfertigkeit und Zentren der Schriftlichkeit und oft genug auch zu zeitweiligen Machtzentren, wenn Herrscher auf ihren Reisen in diesen Abteien abstiegen, hier Recht sprachen und Urkunden ausstellten.

Die Auseinandersetzung mit der Frage nach Zentrum und Peripherie ist eine Form der Auseinandersetzung mit der Frage nach der Macht. Die Konstellation von Mitte und Rand hat eine räumliche, eine zeitliche und auch eine soziale Komponente, eine räumliche im Sinne von Nähe und Ferne, eine zeitliche im Sinne unterschiedlicher Geschwindigkeiten und eine soziale im Sinne der Teilhabe am Wissensaustausch. ‚Zentrum und Peripherie‘ bedeutet Unterschied der Qualitäten, wobei das Gefälle von der Mitte zum Rand wechseln kann. Zentrum und Peripherie sind ein dialogisches und dynamisches Gefüge. Doch: „Wie und warum ändern sich die Formen?“ Nikos Hadjinicolaou hat dies als die wichtigste und zugleich komplizierteste Frage bezeichnet, die sich dem Historiker stellt (Hadjinicolaou 1983, 36). Die Frage ist abschliessend nicht zu beantworten, aber sie ist eng verwoben mit Fragen nach Teilhabe und Ausgeschlossenheit, mit Fragen von Rezeption und Verweigerung und schließlich auch mit Fragen regionaler Eigenart.

Literaturverzeichnis

- | | |
|-------------------------------|--|
| Baader 1980 | G. Baader, „Arabismus“, in: <i>Lexikon des Mittelalters I</i> , München/Zürich 1980, 853–855. |
| Bergier 1989 | J.-Fr. Bergier, <i>Die Geschichte vom Salz</i> , mit einem Anhang von A. Hahling, Frankfurt/New York 1989. |
| Castelnuovo 1979 | E. Castelnuovo, „Pour une histoire dynamique des arts dans la région alpine au Moyen Age“, in: <i>Schweizerische Zeitschrift für Geschichte</i> 29, 1979, 265–286. |
| Castelnuovo/
Ginzburg 1987 | E. Castelnuovo/C. Ginzburg, „Zentrum und Peripherie“, in: <i>Italienische Kunst. Eine neue Sicht auf ihre Geschichte</i> , mit einem Vorwort von W. Sauerländer, Berlin 1987, 21–91. |
| Chitty 1966 | D. J. Chitty, <i>The Desert a City. An Introduction to the Study of Egyptian and Palestinian Monasticism under the Christian Empire</i> , New York 1966. |
| Christaller 1933 | W. Christaller, <i>Die zentralen Orte in Süddeutschland. Eine ökonomisch-geographische Untersuchung über die Gesetzmäßigkeit der Verbreitung und Entwicklung der Siedlungen mit städtischen Funktionen</i> , Jena 1933 (2. Aufl. Darmstadt 1980). |
| Claussen 1994 | P. C. Claussen, „Zentrum, Peripherie, Transperipherie. Überlegungen zum Erfolg des gotischen Figurenportals an den Beispielen Chartres, Sängües, Magdeburg, Bamberg und den Westportalen des Domes S. Lorenzo in Genua“, in: <i>Studien zur Geschichte der europäischen Skulptur im 12./13. Jahrhundert</i> , hrsg. v. H. Beck/K. Hengevoss-Dürkop (= Schriften des Liebigshauses), Frankfurt 1994, 665–687. |
| De Quervain 1979 | F. De Quervain, <i>Steine schweizerischer Kunstdenkmäler. Neu bearbeitete Sammlung von Abhandlungen aus den Jahren 1961–1978</i> (= Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich 3), Zürich 1979. |

- Descœudres 1997 G. Descœudres, „Die Mönchssiedlung Kellia: Archäologische Erkenntnisse als Quellen zur Spiritualität der Wüstenväter“, in: J. Kaffanke (Hrsg.), *Zu den Quellen. Die Spiritualität der Wüstenväter und des hl. Benedikt* (= Tagungsberichte der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg), Freiburg 1997, 24–41.
- Descœudres 1999 G. Descœudres, „Gebärden des Todes“, in: *Georges-Bloch-Jahrbuch* 6, 1999, 7–29.
- Descœudres 2001 G. Descœudres, „«Ob solche Heuser gleich wol nit schöner gestalt, sind sie doch vest und ein ewig werck» – Blockbauten und ihre Wahrnehmung“, in: *Kunst und Architektur in der Schweiz* 52, 2001, 12–20.
- Eliade 1998 M. Eliade, *Ewige Bilder und Sinnbilder. Über die magisch-religiöse Symbolik* (= Insel Taschenbuch 2512), Frankfurt/Leipzig 1998.
- Flühler-Kreis 1993 D. Flühler-Kreis, „Die romanische Bilderdecke der Kirche St. Martin in Zillis wiederbetrachtet. Bildsystem und Bildprogramm“, in: *Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte* 50, 1993, 223–233.
- Furrer 1985 B. Furrer, *Die Bauernhäuser des Kantons Uri* (= Die Bauernhäuser der Schweiz 12), Basel 1985.
- Germann 1984 G. Germann, „Kunstlandschaft und Schweizer Kunst“. in: *Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte* 41, 1984, 76–80.
- Guillaumont 1991 A. Guillaumont, „Anachoresis“, in: *The Coptic Encyclopedia* 1, ed. A. S. Antiya, New York/Oxford/Singapore/Sydney, 119–120.
- Gutscher 2001 D. Gutscher, „«Weg mit euch, mit den Wänden von Quadersteinen» – Holzbau in der Stadt des Mittelalters“, in: *Kunst und Architektur in der Schweiz* 52, 2001, 21–30.
- Hadjinicolaou 1983 N. Hadjinicolaou, „Kunstzentren und Periphere Kunst“, in: *Kritische Berichte* 11/4, 1983, 36–56.
- Kiessling 2001 R. Kiessling, „Die Zentralitätstheorie und andere Modelle zum Stadt-Land-Verhältnis“, in: H.- J. Gilomen/M. Stercken (Hrsg.), *Zentren. Ausstrahlung, Einzugsbereich und Anziehungskraft von Städten und Siedlungen zwischen Rhein und Alpen*, Zürich 2001, 17–40.
- Kubler 1982 G. Kubler, *Die Form der Zeit. Anmerkungen zur Geschichte der Dinge*, Frankfurt 1982.
- Le Goff 1970 J. Le Goff, *Kultur des europäischen Mittelalters*, München/Zürich 1970.
- Le Goff 1985 J. Le Goff, „Le désert-forêt dans l’Occident médiéval“, in: Id., *L’imaginaire médiéval*, Paris 1985, 59–75.
- Maurer 2001 H. Maurer, „Über zeitweilige Zentralität im hohen Mittelalter. Beobachtungen an südwestdeutsch-schweizerischen Beispielen“, in: H.- J. Gilomen/M. Stercken (Hrsg.), *Zentren. Ausstrahlung, Einzugsbereich und Anziehungskraft von Städten und Siedlungen zwischen Rhein und Alpen*, Zürich 2001, 83–103.
- Moser 1994 O. Moser, „Epochen und Schwellzeiten im ländlichen Hausbau der Ostalpenländer“, in: *Bewährtes bewahren – Neues gestalten* (= Festschrift für Viktor Herbert Pöttler, hrsg. von H. Eberhart/V. Hänsel/B. Pöttler; Schriftenreihe der Abteilung Schloss Trautenfels am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum 5), Trautenfels 1994, 37–53.
- Müller-Karpe 1998/2 H. Müller-Karpe, *Grundzüge früher Menschheitsgeschichte* 2, Darmstadt 1998.
- Olbrich 1990 H. Olbrich, „Was bleibt nach der Demontage kunstgeographischer Mythen?“, in: L. Lambacher/F. M. Kammel (Hrsg.), *Die mittelalterliche Plastik in der Mark Brandenburg*. Protokollband des Intern. Koll. vom 2. bis 4. März 1989 in den Staatl. Museen zu Berlin Bodemuseum, Berlin 1990, 7–11.
- Paunier 1983 D. Paunier, „La pierre ollaire en Valais“, in: *Archäologie der Schweiz* 6, 1983, 161–170.

- Platter 1999 Thomas Platter, *Lebensbeschreibung*, hrsg. v. A. Hartmann, 2. durchgesehene und ergänzte Auflage, Basel 1999.
- QW I/1 *Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft*, Abteilung I: Urkunden, Band 1: Von den Anfängen bis Ende 1291, bearb. v. T. Schiess, Aarau 1933.
- Rierner 1997 E. Rierner, „Im Zeichen des Kreuzes: Goldblattkreuze und andere Funde mit christlichem Symbolgehalt“, in: D. Planck/B. Theune-Grosskopf (Hrsg.), *Die Alamannen*. Begleitband zur Ausstellung „Die Alamannen“, Stuttgart 1997, 447–454.
- Seeberger 1973 M. Seeberger, *Der Giltsteinofenmacher* (= Altes Handwerk 34), Bonn 1973.
- Stamm 1984 L. E. Stamm, „Zur Verwendung des Begriffs Kunstlandschaft am Beispiel des Oberrheins im 14. und frühen 15. Jahrhundert“, in: *Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte* 41, 1984, 85–91.
- Utz Tresp 1993 K. Utz Tresp, „Geschichte des Berner Dominikanerkonvents von 1269–1528“, in: G. Descœudres/K. Utz Tresp, *Bern: Französische Kirche, ehemaliges Predigerkloster. Archäologische und historische Untersuchungen 1988–1990 zu Kirche und ehemaligen Konventgebäuden* (= Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern), Bern 1993, 119–142.
- Wiegelmann/Zender/Heilfurth 1977 G. Wiegelmann/M. Zender/G. Heilfurth, *Volkskunde: eine Einführung* (= Grundlagen der Germanistik 12), Berlin 1977.

Anschrift des Autors

Georges Descœudres
Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich
Rämistrasse 73, CH – 8006 Zürich
descoeu@khist.unizh.ch